

Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 2 (1946)
Heft: 1

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Grenzen, und es verbaut sich methodisch wertvolle Möglichkeiten in einem Maße, daß dies, vom Standpunkt einer säkularen Pädagogik aus gesehen, in jedem Falle nicht unbedenklich erscheinen dürfte. Es sei denn, es entschlösse sich einer dazu, der Kirche auf ihrem besonderen Weg zu folgen und es mit ihr zu glauben, daß der Herr seine Verheißung wahr macht und dort mit dabei ist, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind. Dort aber ist Gnade realiter vorhanden und tut der Heilige Geist sein Werk. Es würde dies auch für den Erzieher und seinen Zögling Geltung haben; in ihr Zusammensein hinein würde jene fremde Realität brechen, mit welcher der Erzieher normalerweise nicht zu rechnen gewohnt ist, die aber das Grundfaktum aller kirchlichen Erziehung darstellt.

Neuallschwil b. Basel.

Julius Schweizer.

Rezensionen.

Robert De Langhe, Les Textes de Ras Shamra-Ugarit et leurs Rapports avec le Milieu Biblique de l'Ancien Testament (Universitas Catholica Lovaniensis, Dissertationes... in Facultate Theologica... conscriptae, Series II, Tom. 35), Bd. I, LVII + 390 S. m. 13 Tabellen u. Plänen, Bd. II, 527 S. m. 5 Tabellen u. Plänen, Gembloux, J. Duculot, u. Paris, Desclée de Brouwer, 1945.

Die Ausgrabungen, die in Ras Schamra in Nordsyrien, dem antiken Ugarit, 1929—1939 alljährlich stattfanden, sind für das AT noch weit bedeutsamer geworden als selbst die Aufindung der Texte von El Amarna und von Boghazköi. Denn wenn diese in eigenartigem Zusammenspiel die politischen Verhältnisse Syriens und seiner Umwelt kurz vor der Landnahme der Hebräer beleuchteten und die Amarnabriefe überdies etwas vom Geschick einzelner Städte sowie von der kanaanäischen Sprache erkennen ließen, so enthüllt sich uns hier in ungeahnter Weise die ganze Geschichte und Kultur einer einzelnen Stadt, einer der größten im damaligen Syrien: Gegen 200 Schrifttafeln mit zusammen mehr als 5500 Textzeilen zeigen uns die Sprache, die da um die Mitte des 2. Jahr-

tausends v. Chr. gesprochen wurde, und bestätigen die Vermutung, daß das Hebräische tatsächlich die «Sprache Kanaans» (Jes. 19, 18) war und von den einwandernden Hebräern erst im Lande übernommen wurde. Zahlreiche Verwaltungsurkunden geben zusammen mit dem archäologischen Befund guten Einblick in das Alltagsleben. Vor allem aber besitzen wir nun zum erstenmal unmittelbare und ziemlich umfangreiche Proben einer reichen Literatur — vornehmlich Kultlyrik, Mythen und Epen —, von der vordem nur dürftige Reste aus zweiter Hand und in griechischer Uebersetzung vorlagen. So kann man heute auf dem Gebiet des hebräischen Lexikons und der hebräischen Grammatik, der hebräischen Metrik und Stilistik, der Psalmen, aber auch auf weiten Strecken der israelitischen Religionsgeschichte nicht mehr sachgemäß arbeiten, ohne das ugaritische Material beizuziehen, weil uns hier eben der kanaanäische Unter- und Hintergrund des AT faßbar wird wie vorher nie. Und dabei ist diese Fundgrube noch lange nicht ausgeschöpft: von dem 25 Hektaren deckenden Stadtgebiet ist kaum erst ein Achtel ausgegraben, und selbst da sind in die tieferen Schichten erst Sondierschächte geführt.

Freilich ist diese Welt auch heute noch nicht leicht zugänglich. Die Texte sind nur zum kleineren Teil in der Schrift und Sprache des Zweistromlandes abgefaßt, zum größeren — die literarischen Texte sogar durchgehends — in einer eigenen alphabetischen Keilschrift, deren Entzifferung große Mühe machte, und in einer Sprache, die sich wohl streckenweise wie unvokalisiertes Hebräisch liest, oft aber auch zunächst fast unverständlich ist; die Konsonantenschrift läßt den Vokalismus zumeist nicht erkennen, und der Wortschatz enthält viele neue, oft aus anderen Sprachen übernommene Wörter; viele Texte sind auch stark beschädigt. Außerdem sind Virolleauds Erstpublikationen mit Uebersetzung und Kommentar bereits vielfach überholt. Die Handausgaben von Montgomery-Harris (1934) und H. Bauer (1936) bieten nur Text und Glossar, und diejenige von H. L. Ginsberg (1936), die Uebersetzung und Noten beifügt, ist hebräisch geschrieben. Die Spezialforschung aber, der man die meisten Fortschritte verdankt, ist in zahllosen Zeitschriften der verschie-

densten Länder und Sprachen zerstreut und kaum mehr zu übersehen.

Eine zuverlässige Orientierung aller an Ugarit interessierten Kreise — speziell Alttestamentler, Orientalisten und Altphilologen — war so von Anfang an ein dringendes Bedürfnis. Was da von verschiedenen Seiten an Büchern und Aufsätzen geboten wurde — ich verweise auf meine Uebersicht in der «Theologischen Rundschau» 1940 und 1941, vgl. auch R. Dussaud, *Les Découvertes de Ras Shamra* (Paris 1937, 2. Aufl. 1941) — ist nun weit überholt durch die vorliegende zweibändige Doktorarbeit eines jüngeren katholischen Gelehrten, Alttestamentler und Orientalist an der Theologischen Fakultät der Universität Löwen, Schüler von Coppens und Ryckmans, bereits bekannt als Verfasser einer tüchtigen Untersuchung über die Beziehungen der ugaritischen Texte zur Anfangsgeschichte Israels (1939). Sein neues Werk hat den Vorzug, nicht nur sehr viel umfassender und ausführlicher zu sein, sondern auch so viel jünger, daß es auch die wichtigen seit 1940 publizierten Texte, die z. T. erst heute in der Schweiz zugänglich werden, berücksichtigen konnte. Andererseits mußten freilich wegen der Fülle des Stoffes gerade die zwei wichtigsten Teile, die Götterwelt Ugarits und der Vergleich mit dem AT, für später zurückgestellt werden.

Ein erster Teil (*La ville et les textes*) läßt in seinem 1. Kapitel auf eine knappe Geschichte der Ausgrabung eine solche der Stadt von ihren vorgeschichtlichen Anfängen bis zu ihrem Untergang im 13. Jahrh. v. Chr. folgen. Kap. 2 führt die Texte erst nach der Sprache, dann systematisch gegliedert, die alphabetischen in neuer, von derjenigen Eißfeldts ZDMG 96 (1942) aber nur wenig abweichender Zählung einzeln unter Angabe ihres Inhalts und der zugehörigen Literatur auf. Kap. 3 behandelt die Entzifferung der alphabetischen Schrift (30 Zeichen, die Wiederkehr gewisser Wörter und Wendungen in den nichtalphabetischen Texten als «Quasi-bilinguen» eine Bestätigung der Entzifferung, das Verhältnis zum phönizischen Alphabet ungewiß) sowie die Sprache: ausführlich die Lautlehre, viel kürzer die Formenlehre — über das umstrittene «Praesens» *yaqatalu* und die verschiedenen Formen des Kausativums wäre etwas mehr erwünscht gewesen — und die Syntax. Die Sprache wird richtig als nordkanaanäisch bezeichnet; aber das Amoritische, an das DeL. spezieller denkt (I 324 ff.), hat ursemitisches *š* als *s* (ug. *š*) und *ḏ* als *z* (ug. *d*); dem Ugaritischen fehlen auch die im Amoritischen vorhandenen Verbalstämme *'mn*, *ḥsn* (für *ḥsn*) und *qtl*: politische und sprachliche Zugehörigkeit

brauchen sich eben nicht zu decken. — Kap. 4 handelt von dem archäologischen Milieu, dem Alter (erste Hälfte des 15. Jahrh.s) und der Bedeutung der Texte. — In einem zweiten Teil (II 1—246) untersucht DeL. nach Textklassen getrennt das geographische Milieu: In den Verwaltungstexten mit ihren Städtelisten ist es das ugaritische Territorium von 50 bis 60 km Länge und ungewisser Breite. Der Horizont der «historischen» und epischen Texte (Krt, Danel usw.) reicht weiter nach Süden, in die Gegend von Beirut, dessen König Krt gewesen sein könnte (II 127 f.), und bis nach Galiläa, wo Udm, das vermeintliche Edom, und die mit ihm zusammen genannten Oertlichkeiten alle zu lokalisieren sind. Schwerer faßbar ist der Horizont der mythischen Texte; die behaupteten Beziehungen zu Jerusalem, zu Qadesch usw. bewähren sich nicht, wenn auch ein Text vielleicht am Hulesee spielt und einmal Aegypten als Els Machtbereich erscheint. Der Špn-Šaphon, der heilige Berg, ist nie der Libanon, sondern durchweg der Dschebel el-Aqra nördlich von Ugarit. — Der dritte Teil (II 247—504) befaßt sich mit dem historischen Milieu. Kap. 1 die Bevölkerung: Ein Material von über 900 Namen, die S. 257—315 alphabetisch aufgeführt und besprochen werden,¹ zeigt uns nicht bloß wie anderwärts eine Herrenschaft, sondern eine stark gemischte Gesamtbevölkerung. Neben einer mehrschichtigen Mehrarbeit semitischer Namen stehen churritische, kassitische und kleinasiatische,² dagegen gar keine indo-iranischen; die semitische Grundschrift hat den fremden Elementen, die sie in allen Ständen durchsetzen, doch die eigene Sprache und Schrift aufzubringen vermocht. Kap. 2, die Organisation, behandelt Familie und Sklavenwesen, Gewerbe und Handel (hier Listen von Berufs- und Warennamen, Gewichten und Maßen), endlich das Königtum mit Heer- und Steuerwesen und den auswärtigen Beziehungen. — Kap. 3 die Frage historischer Erinnerungen. Eine Herkunft der Phönizier vom Roten Meer (Herodot und Justin) ist nicht ausgeschlossen (II 451 f.). Eine historische Gestalt könnte hinter Danel stecken, wenn das Zusammentreffen mit Ezechiels Daniel nicht bloß Zufall ist (II 453 f.). Die behaupteten Aus-

¹ Zu Pa-di-ya (II 266) und Pdy (II 308) fehlt ein Hinweis auf H. Th. Bossert, Mitt. d. Altor. Gesellsch. IV (1928—29) 274 ff., der den Namen, den zur Zeit Sanheribs der Regent von Ekron führt, nach dem Pa-ti auf einem kypro-mykenischen Siegel als philistäisch erklärt; das paßt freilich schlecht zu seiner weiten Verbreitung namentlich in Nordsyrien und Nordmesopotamien, s. Bossert 276 Anm. 7 und dazu noch Pdj in den aramäischen Urkunden vom Tell Halaf (Friedrich-Meyer-Ungnad-Weidner, Die Inschriften vom Tell Halaf, 1940, S. 74 f., Nr. 2 Rs. 1) und in dem von H. Bauer und Br. Meißner veröffentlichten aramäischen Pachtvertrag aus Aegypten (Sitzber. d. Preuß. Ak. d. Wiss., Phil. Hist. Kl. 1936, 414 ff., Z. 2 u. 18). Wie DeL. (II 345) betrachten ihn auch Bauer und Meißner als semitisch.

² Daß DeL. in der Zuweisung zur einen oder anderen Gruppe gelegentlich schwankt — so bei Rabana II 266: 323, bei Haruṣenni II 263: 329 — begreift sich aus der Schwierigkeit solcher Entscheidungen.

spielungen auf die «Seevölker», bzw. deren Vorläufer — hier fehlt B VII 53 ff., wo sie nicht nur Virolleaud, sondern auch Montgomery JAOS 34 (1934) 62 f. findet —, sind nicht zu halten (II 455 ff.), wohl aber die Gleichsetzung der 'prm — das ergibt sich hier als Lesung des Ideogramms SAG-GAZ — mit den Chabiru und den Hebräern; die Schreibung mit p führt auf eine neue Etymologie, nämlich als Wüstenbewohner, zu 'āfār (II 464 ff.).³ Mit den angeblichen Beziehungen zur israelitischen Vorgeschichte ist es nichts: weder die Stammesnamen Ascher, Zebulon, Dan und Joseph (II 471 ff.), noch Abrahams Vater Terach (II 488 ff.) sind in den Texten zu finden; der früher auch von ihm vertretenen Ableitung des trh von akk. tirhātu «Mitgift» zieht DeL. nun eine Deutung als «Gefäß» (akk. tirhu) als Mittel zur Wahrsagung vor.

Mit dieser Inhaltsangabe ist das Werk auch schon einigermaßen charakterisiert, nämlich als eine ungemein eingehende, weit ausholende und sachkundige Behandlung aller die Texte betreffenden Fragen. Der Verf. hat eine ungeheure Literatur zusammengetragen. Ihr Verzeichnis füllt die Seiten XVI bis LVII im I. Band und umfaßt Arbeiten in 12 Sprachen; das wenige, was fehlt, meist angelsächsische Literatur der letzten Jahre, soll zusammen mit dem unentbehrlichen Sachregister in einem Ergänzungsbande nachgeholt werden. Sie ist auch sorgfältig verarbeitet und umsichtig erörtert und beurteilt. Wenn DeL. sein Werk bescheiden als «une œuvre de synthèse» bezeichnet und von ihm sagt, es wolle weder «audacieux» noch «original» sein, so ist das hier kein Mangel, sondern ein Vorzug; denn in dieser Forschung, die anfänglich mehr als gut vom Hebräischen und vom AT abhängig war und erst mit der Zeit ihren eigenen Weg fand, ist eine solche unerbittliche Nachprüfung, die das Sichere und Wahrscheinliche abgrenzt gegen alles Unsichere und Unhaltbare, dringend notwendig. Uebrigens läßt es DeL. auch nicht an eigenen Beiträgen fehlen: z. B. an der wertvollen Beobachtung, daß angehängtes -m in gewissen Fällen der Verbindung mit einer Präposition entspricht (II 143 f.), an selbständigen Erklärungen schwieriger Stellen wie zu IV B I 11 f. (II 214 f.) oder zu den trh-Stellen (II 504 ff.).

Wenn der Titel des Werkes die Bedeutung der Texte für

³ Das erinnert an die ägyptische Bezeichnung der Beduinen als Heriuša' «Sandbewohner»; aber wo wird 'pr-'āfār je so gebraucht? Sollte am Ende doch das b ursprünglicher sein?

das AT in den Mittelpunkt stellt, so könnte es bei dem Wegfall jener beiden letzten Teile (Götterwelt und Vergleich mit dem AT) beinahe scheinen, als sei der Verf. in den Vorfragen steckengeblieben. Immerhin hat er, namentlich in I 355 ff., auch schon von jenem allerhand vorweggenommen. Und weiter hat jedenfalls die eine Hauptfrage, das von Virolleaud und Dussaud behauptete Zusammentreffen der Texte mit der Geschichtsüberlieferung des AT, bei der Erörterung des geographischen und historischen Milieus (II 9 ff. und 466 ff.) eine ausführliche Behandlung, freilich auch eine glatte Ablehnung gefunden; denn was DeL. auf diesem Gebiet schließlich gelten läßt, die Gestalt des Danel/Daniel und die Erwähnung der 'prn/Hebräer (II 526 f.), ist wenig genug und im Grunde etwas anderes. Ich kann DeL. auch da nur beipflichten. Zu dem, was ich in der «Theol. Rundschau» 1941, 12 ff. ausführte, möchte ich bloß hinzufügen, daß mehrere jener Ortsnamen, die die Texte mit dem AT gemeinsam haben und die so Anlaß zu voreiliger sachlicher Identifikation gaben, nun in den Verwaltungstexten wiederkehren und damit als im ugaritischen Herrschaftsbereich liegend gesichert sind.

DeL. begnügt sich indes nicht mit dieser negativen Feststellung, sondern versucht den Schauplatz jener mythischen und epischen Texte auch positiv zu bestimmen. Er nimmt dabei de Vauxs galiläische Lokalisation von Udm usw. auf und verteidigt dieselbe geschickt gegen Albrights archäologische Bedenken mit dem Nachweis, daß jene Gegend geschichtlicher Bedeutung keineswegs entbehrte und die betreffenden Örtlichkeiten nach dem topographischen Befund wie nach der Erwähnung in den ägyptischen Texten alt genug sind (II 130 ff.). Ueber de Vaux hinausgehend, kommt DeL. so zu einer «cohérente interprétation» der ugaritischen Literatur in dem Sinne, daß sich für dieselbe ein bestimmter und durchgängiger Horizont ergebe, der im Norden durch den Šaphon, im Süden durch den Hulesee und Galiläa begrenzt sei (II 526 f.). Seine Ausführungen sind auch hier sehr bestechend. Eine definitive Stellungnahme muß ich mir vorbehalten; es handelt sich da um schwierige exegetische Einzelfragen, die erst eine erneute Durchsicht der betreffenden

Texte erfordern. Ich möchte aber die warme Empfehlung des kurz vor Weihnachten erschienenen Werkes nicht deswegen länger zurückhalten. Man freut sich auf die in Aussicht gestellte Fortsetzung, die das für das AT Wichtigste bringen wird.

Basel.

Walter Baumgartner.

Alexandre Vinets ausgewählte Werke, in deutscher Uebersetzung, herausgegeben von Dr. *Ernst Staehelin*, Professor an der Universität Basel, Zürich, Zwingli-Verlag. 1. Band: 1944, 331 S., illustriert, geb. Fr. 9.50; 2. Band: 1944, 362 S., ill., geb. Fr. 9.50; 3. Band: 1945, 377 S., ill., Fr. 10.50; 4. Band: 1945, 356 S., ill., Fr. 10.50.

Alexandre Vinet ist im deutschen Sprachgebiet, besonders in gegenwärtiger Zeit, wenig bekannt. Früher wurden zwar schon einige seiner Schriften ins Deutsche übersetzt, und Alexis Schumann hat 1907, sich stark an den Vinet-Biographen Eugène Rambert anlehnend, eine Lebensbeschreibung Vinets veröffentlicht¹. Carl Paira hat sich insbesondere mit der Auffassung Vinets vom Verhältnis zwischen Staat und Kirche befaßt.² Es sind ferner kleinere Arbeiten über Vinet oder kürzere Uebertragungen aus seinen Werken, in deutscher Sprache erschienen, so die von A. Rüegg,³ die von F. Wartenweiler⁴ oder A. Stucki,⁵ aber im großen und ganzen ist Vinet selbst in der deutschsprachigen Theologenwelt, ja gerade in ihr, recht stark in Vergessenheit geraten. Daran ist nun aber nicht nur die Sprachverschiedenheit schuld, sondern wohl in weitem Maße auch die theologische Zeitströmung. Solchen, die sich von ihr einfach mittragen oder gar fortreißen lassen, so daß sie nicht mehr in der Lage sind, ruhig eine theologische Landschaft zu betrachten, galt der

¹ Alexis Schumann, *Alexander Vinet, sein Leben, seine Bedeutung, seine Gedankenwelt*, 1907.

² Carl Paira, *Staat und Kirche bei Vinet*, 1922.

³ A. Rüegg, *Vinets Gedanken und Betrachtungen*, 1897.

⁴ F. Wartenweiler, *Vinet, ein Kämpfer für Wahrheit, Liebe, Freiheit des Gewissens*, 2. Aufl. 1934.

⁵ Alfred Stucki, *A. Vinet — Gedanken, ausgewählt übersetzt, mit Lebensskizze*, 1935.

während zwei Jahrzehnten in Basel beheimatete und in den letzten zehn Jahren wieder in seiner Heimat am Léman angesiedelte Waadtländer Denker, wie er eben gewöhnlich bezeichnet wird — denn war er mehr Literarhistoriker oder mehr Theologe? —, auch wenn er unter die Theologen eingereiht wurde, als Vertreter der zu verpönenden Erfahrungs- und Erlebnistheologie subjektivistischsten und individualistischsten Gepräges. Mit ihm sich abzugeben schien darum kaum lohnend, ja hieß ketzerisch. So war bei manchen die Haltung Vinet gegenüber, aber nicht nur etwa in der deutschen Schweiz, sondern auch im französischen Sprachgebiet. Während hier seit Vinets Tagen eine fast siebenzigjährige Vinet-Tradition unter Pfarrern und gebildeten Laien bestand, die sich, durch Charles Secrétan philosophisch und vor allem durch Gaston Frommel theologisch fortgeführt und weitergebildet, lebendig erhalten hatte, glaubte ein jüngeres Theologengeschlecht auch weithin in der welschen Schweiz Vinets als geistlichen Leiters sehr wohl entraten zu können.

Aber schon scheint sich eine andere Bewegung abzuzeichnen. Die Bände der kritischen Neuausgabe von Vinets Werken, die von der Société Vinet in Lausanne in mustergültiger Weise, unter großen finanziellen Opfern, unentwegt weitergeführt wird, finden schon wieder vermehrten Absatz.

In der deutschen Schweiz, und hoffentlich auch bald in Deutschland, wird nun vor allem die Vinet-Ausgabe in deutscher Uebersetzung, welche Ernst Staehelin 1944/45 herausgegeben hat, dazu beitragen, daß Vinet bei Theologen und auch in weitesten Kreisen anderer Gebildeter, nicht zum mindesten unter denen, welchen es um eine lebendige evangelische Kirche geht, nicht vergessen wird.

Ernst Staehelin bietet eine Auswahl aus den Werken Vinets. Man kann aber schon sagen, daß daraus alles Wesentliche berücksichtigt worden ist. Ueberaus wertvoll sind auch die historischen Einleitungen, die überaus zahlreichen Anmerkungen und Erläuterungen, die den einzelnen Stücken mit großer Akribie, unter Beiziehung zeitgenössischer Quellen, vor allem aber auch der Korrespondenz und den Tagebüchern Vinets, beigegeben worden sind. Auch ausführliche, genaue Register und hübsche Illustrationen fehlen in keinem der vier

Bände. Ein ganz besonderes Lob verdient die Uebertragung Vinets ins Deutsche. Wir vermeiden absichtlich die zwar von der Ausgabe selbst gebrauchte Bezeichnung «Uebersetzung». Wenn je, könnte nämlich dem Vinet-Uebersetzer der Vorwurf gemacht werden: «traduttore, traditore!» Das gilt nicht für diese Ausgabe von Vinets Werken und Worten in deutscher Sprache. Wohl ist es fast unmöglich, die Klarheit seiner Sprache und die Feinheiten seines Stiles, die Nuancierungen seiner Ausdrücke und Wendungen im Deutschen wiederzugeben. Sind auch in dieser Uebersetzung nicht alle Stücke ganz gleichwertig, so werden doch Kenner des französischen Textes Ernst Staehelin für seine Uebertragung, die so gut Ton und Stimmung der Schreibweise Vinets, bei aller geforderten Genauigkeit, trifft, das verdiente Lob spenden.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier auf die einzelnen in den vier Bänden ganz oder teilweise in ihren Hauptstellen übertragenen Schriften näher eintreten. Wir wollen nur erwähnen, daß die einzelnen Stücke streng chronologisch geordnet sind. Ihre Lektüre — zusammen mit der der einleitenden und erklärenden Beigaben des Herausgebers — kommt damit dem Lesen einer eigentlichen Biographie gleich.

Im *ersten Band* (Liberalismus und Erweckungsbewegung im Zeitalter der Restauration 1814—1830) begleiten wir Alexandre Vinet, nach seinen Jugend-, Schul- und Studentenjahren in Lausanne, 1817 nach Basel. Da wird er Lehrer am Gymnasium und Paedagogium, beginnt er mit seinen Vorlesungen über französische Literatur und Sprache, dient er aushilfsweise als Prediger (eigentlicher Pfarrer wollte der zwar konsekrierte Vinet nie werden!) an der französischen Gemeinde. In Basel kommt es im Zusammenhang mit den religiösen Kämpfen in der Waadt zur innern Krise bei Vinet und zur Ueberzeugung, daß Kirche und Staat, weil wesensverschieden, nicht verbunden sein sollen. Ausdruck der gewonnenen Ueberzeugung ist die «Denkschrift zu Gunsten der Kultfreiheit» 1825/26, die Vinet mehr noch als seine literarische Leistung aus der damaligen Zeit, seine «Chrestomathie», zur Berühmtheit verhilft.

Im *zweiten Band* (Ringens um die christliche Grundlage des Völkerlebens in den ersten Jahren der Regeneration

1830—1837) bemerken wir, wie Vinet lebhaften Anteil nimmt am politischen Geschehen, so an der Pariser Julirevolution, ja auch aktiv, mit der Feder und sogar der Muskete in der Hand, in den Wirren zwischen Baselstadt und Baselland 1830 bis 1833. Daneben werden literarische Vorlesungen herausgegeben, Artikel in religiösen Zeitschriften veröffentlicht; die «Reden über einige religiöse Gegenstände» erleben mehrere Auflagen. Kirchenorganisatorisch zeigt Vinet trotz seines in der Theorie freikirchlichen Standpunktes damals noch in der Praxis, gerade auch im Blick auf die Landeskirche in der Waadt, für deren Organisation er sogar einen Entwurf verfaßt, eine auffallende Mäßigung.

Im *dritten Band* (Vinet als Professor der Theologie im Zeitalter des vordringenden Radikalismus 1837—1845) kommt zur Darstellung, wie mit der Verschärfung der politischen Lage Vinet, der 1837 nach Lausanne als Professor für praktische Theologie berufen worden war, nun noch praktischer und persönlicher in die Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat hineingerissen wird. Es kommt nacheinander zu seinem Austritt aus der waadtländischen Pfarrerschaft 1840 und zu seinem Rücktritt vom Lehrstuhl für praktische Theologie 1844.

Der *vierte, letzte Band* endlich (Auseinandersetzung mit dem siegreichen Radikalismus sowie dem aufbrechenden Sozialismus und Gründung der Waadtländer Freikirche 1845 bis 1847) bringt die wichtigsten Dokumente aus der Geschichte von Vinets Endkampf. Vinet wird im Mai 1845 auch als Professor für Literatur, zu dem er ernannt worden war, abgesetzt. Er hilft mit — freilich damals schon mehr denn je als der Kranke, der er fast sein ganzes Leben hindurch gewesen ist, als der körperlich und fast noch mehr seelisch Angefochtene — bei der Begründung der Freikirche in der Waadt, um am 4. Mai 1847 in Clarens in die Welt des Friedens einzugehen, wo allein die völlige Freiheit wohnt.

Ernst Staehelins Vinet-Ausgabe wird gewiß wesentlich dazu beitragen, daß im deutschen Sprachgebiet manches vorschnelle Urteil über Vinet revidiert, und daß er als Theologe und vor allem im engern Sinne als Ekklesiologe, als Lehrer über Wesen, Gehalt und Gestaltung der Kirche erneut sehr

ernst genommen wird. Mag Vinet in manchen Stücken die reformatorische Ueberlieferung, insbesondere auch die Calvins, weitergeführt, über sie hinausgeführt und in gewisser Beziehung auch von ihr sogar hinweggeführt haben, so steht er doch gerade dem Reformator, der auch von Basel aus (Institutio 1536!) und vom Genfersee her so entscheidend wirkte, ganz nahe. Beider Anliegen war im Grunde das gleiche, insbesondere was die Kirche betrifft, nämlich deren Freiheit von allen weltlichen Mächten außer *und in* der Kirche.

In der Beziehung vor allem hat Vinet gewiß der Theologie und Kirche gerade der jetzigen und kommenden Zeit ganz Bedeutendes zu sagen.

Bern.

Otto Erich Straßer.

Alexandre Vinet, Questions ecclésiastiques; tome premier, recueil d'articles et de fragments publiés d'après les éditions originales et les manuscrits, avec une préface et des notes par Edouard Vautier, ancien pasteur (= Œuvres d'Alexandre Vinet, IV^e série: Ecclésiologie et théologie pratique, III), Lausanne, Librairie Payot, 1945, XLVIII u. 414 S., Fr. 10.—.

Von 1848 bis 1869 hatte eine «Société pour la publication des œuvres d'Alexandre Vinet» des großen Waadtländer Theologen Werke in einundzwanzig Bänden herausgegeben. Diese Ausgabe war nicht nur längst vergriffen, sondern genügte auch in mancher Beziehung den wissenschaftlichen Ansprüchen nicht mehr. Darum bildete sich 1908 eine neue «Société d'édition Vinet» mit dem Zwecke, die Werke Vinets so vollständig als möglich und mit dem nötigen wissenschaftlichen Apparat versehen neu zu veröffentlichen. Bis 1936 war *Philippe Bridel* die Seele des Unternehmens; heute steht an der Spitze der Gesellschaft Bridels Nachfolger in der Professur der theologischen Fakultät der Waadtländer Freikirche, *Philippe Daulte*.

Die Ausgabe zerfällt in vier Abteilungen. In der ersten Abteilung soll das umfassende Werk des Literarhistorikers Vinet, die «Critique littéraire», gesammelt und dargeboten werden. Die zweite Abteilung ist für die «Philosophie morale et religieuse» bestimmt. Die dritte Abteilung bringt die «Prédications et études bibliques», darunter die berühmten «Discours

sur quelques sujets religieux». Die vierte Abteilung umfaßt alles, was zur «*Ecclésiologie et Théologie pratique*» gehört. Bis 1944 waren sechzehn Bände erschienen, etwa die Hälfte des Gesamtwerkes.

Nun liegt ein neuer Band vor. Er enthält siebenundzwanzig Vernehmlassungen Vinets zur Kirchenfrage. Sie drehen sich um einen Fall von Religionsverfolgung aus dem Jahre 1829, um die Staatsverfassung des Kantons Waadt vom Jahre 1831 und um das waadtländische Kirchengesetz von 1839. Durch alle hindurch geht der begeisterte und aufrüttelnde Ruf nach der Freiheit und Eigenständigkeit der Kirche, der Vinet in so machtvoller Weise anvertraut war. Gewiß sind manche Gedankengänge vom damaligen Liberalismus bestimmt, aber das Wesentliche stammt aus der Wahrheit des Evangeliums, behält daher bleibenden Wert und besitzt gerade auch für unsere Zeit aktuellste Bedeutung.

Der Bearbeiter *Edouard Vautier* hat den Dokumenten aufschlußreiche Einleitungen und Anmerkungen beigegeben.

Basel.

Ernst Staehelin.

Donald Brinkmann, Mensch und Technik, Grundzüge einer Philosophie der Technik, Bern, Verlag A. Francke AG., 1946, 167 S., Fr. 5.80.

Dieses fesselnd geschriebene Werk bietet auf gedrängtem Raum eine große Fülle von geschichtlichen Erkenntnissen und Durchblicken, die zu aktuellen Fragestellungen und Lösungsversuchen führen. Wir können bei einem Ueberblick über den Inhalt drei Problemkreise unterscheiden: einen geschichtlichen, einen anthropologischen und einen theologischen. Die geschichtliche Betrachtung geht aus von der Frage nach den Zusammenhängen zwischen Philosophie und Technik. Solche sind — dem unmittelbaren Augenschein entgegen — recht mannigfaltig. Schon grundsätzlich besteht eine Gemeinsamkeit in dem universellen Anspruch, den beide Instanzen, Philosophie und Technik, erheben. Im Blick auf letztere kann geradezu von einer «totalen Technisierung» gesprochen werden. Sodann sind die Persönlichkeiten überraschend zahlreich, welche sich als Philosophen zugleich mit konkreten technischen Problemen befaßt und hier zum Teil Grundlegendes

geleistet haben. Erwähnt seien Albertus Magnus, Galilei, Leibniz. Daran reihen sich diejenigen Philosophen, welche sich mit dem Problem der Technik grundsätzlich beschäftigten, wie Bacon, Smith, Kant, Hegel, Marx, Fechner, Nietzsche, Kapp. Des Letztgenannten 1877 erschienene «Philosophie der Technik» mit ihrer Lehre von der Organprojektion und ihrem Hinweis auf die Förderung der menschlichen Selbsterkenntnis durch das technische Wirken wird hervorgehoben. Von zeitgenössischen Philosophen sind in diesem Zusammenhang zu nennen: Spranger, Scheler, Cassirer, Jaspers, Häberlin. Andererseits gibt es Techniker, welche sich mit philosophischen Problemen befaßten, wie z. B. Guericke, Liebig, Eyth, Dessauer. Besonders hingewiesen wird auf den Arboner Textilindustriellen Joh. Hch. Mayr (gest. 1838), der mit erstaunlichem Scharfblick die kommende Entwicklung voraussah.

Sodann erörtert Brinkmann ausführlich das Problem der technischen Elemente im philosophischen Denken. Seit Galilei ist die naturwissenschaftliche Experimentalmethode in der gesamten Wissenschaft Trumpf. Bacon faßt alles Erkennen auf nach dem Muster des technischen Gestaltens. Descartes sucht Leibesvorgänge maschinenmäßig zu erklären (das Herz ein Pumpwerk). So kann auch Leibniz im Ingenieur das Abbild des göttlichen Demiurgen sehen. Aus dieser Geisteshaltung heraus entstand die erste arbeitswissenschaftliche Untersuchung, der Aufsatz des Waadtländers Perronet über das Nadlerhandwerk (1761). Die Aufklärung nahm insgesamt — in bewußtem Gegensatz zum Humanismus — die Ueberordnung der *vita activa* über die *vita contemplativa* vor. Auch in der Geschichte der Pädagogik wirkte sich diese Entwicklung aus: Fröbel wird der pädagogische Wegbereiter des technischen Zeitalters. Der Uebergang von der Lernschule zur Arbeitsschule kündigt sich an. Ganz im Geiste der Zeit verkündigt das Kommunistische Manifest: «Die Arbeit ist die einzige Schöpferin aller Bildung und Kultur.» Schon in diesem Zusammenhang weist Brinkmann darauf hin, daß die ganze Mechanistik, deren Heraufkunft Goethe mit visionärer Klarheit geschildert hat, nicht so sehr das Ergebnis zahlreicher Einzelbeobachtungen war, sondern aus allgemeinen philosophischen und metaphysischen Ueberzeugungen entstand.

Erst aus dem Naturpantheismus kam der Drang nach Naturbeherrschung, und der ganze Evolutionismus ist eine Säkularisation der christlichen Heilserwartung. So ist es nicht zufällig, daß Malthus von der Theologie herkam. So wirkt im Darwinismus ein irrationales Ethos, eine metaphysische Heilserwartung.

Dies führt zu der grundsätzlichen Frage nach dem Wesen der Technik. Vier mögliche Antworten werden hier untersucht. Technik ist angewandte Naturwissenschaft, Mittelbereitung zu wirtschaftlichen Zwecken, zweckneutrales Mittelsystem oder endlich ein Ausdruck des menschlichen Machtstrebens. Alle diese Lösungsversuche, von denen der letztgenannte am ausführlichsten erörtert wird, lehnt Brinkmann als unzulänglich ab. Er führt das Problem weiter zur Frage nach dem Wesen des technischen Menschen und verlegt es damit ins Zentrum der Anthropologie. Hier erscheint nun die Technik als Ausdruck einer bestimmten Glaubenssehnsucht. Sie erstrebt Erlösung durch werktätiges Gestalten der Wirklichkeit. Sie entspringt also dem prometheisch-faustischen Ethos und sucht drei mächtige Gegebenheiten zu überwinden: Raum und Zeit, Kausalität und endlich selbst die Substantialität. Das bedeutet aber eine Umbiegung der christlichen Erlösungsbotschaft in einen Versuch der Selbsterlösung. Andererseits ist diese Umbiegung im großen erst möglich, wenn die Verankerung des Glaubens in der transzendenten Welt der Offenbarung nicht mehr fest genug ist. Damit aber tritt die moderne Technik das Erbe der alten Alchemie an. Die Folge dieser Entwicklung ist die Tatsache, daß der Mensch in den Bann seiner Geschöpfe gerät. Für die tiefe Depression, die sich hieraus ergibt, ist es bezeichnend, daß Watt unzählige Male das Wort wiederholte: «Ich verfluche alle Erfindungen, die ich gemacht habe.» Auch Diesels Selbstmord gehört in diesen Zusammenhang hinein. Wieder überrascht der Verfasser hier durch Hinweise auf bisher kaum beachtete Zusammenhänge, so z. B. im Blick auf Dippel, Swedenborg, Novalis, Reichenbach. Besonders eingehende Studien hat er Paracelsus gewidmet, wovon auch der instruktive Beitrag «Paracelsus und die Seele der modernen Technik» in «Nova Acta Paracelsica» (1945) zeugt.

In einer Schlußbetrachtung seines Buches erörtert Brinkmann die ethisch-religiösen Möglichkeiten, die sich aus jener ganzen geschichtlichen Schau ergeben. Sinnlos ist es, die Verantwortung «auf Sündenböcke abzuwälzen». Aber auch die Idee der kollektiven Verantwortung wird abgelehnt, weil sie letztlich gleichbedeutend ist mit Flucht vor der Verantwortung. Ebenso wenig ist es getan mit utopischen Reformprogrammen oder auch mit bloßer Ethisierung. Es bleibt einzig «das Wagnis der persönlichen Tat», nicht allein für den Erfinder und Schöpfer technischer Werke, sondern für jeden einzelnen von uns, da wir alle jeden Tag uns der Erzeugnisse der Technik bedienen. Darüber hinaus aber gilt es grundsätzlich, das «technische Menschentum» zu entlarven in seiner verhängnisvollen Sehnsucht nach Selbsterlösung. Zu dieser letzteren Aufgabe leistet Brinkmanns Buch einen entscheidenden Beitrag, wobei es überdies wohl jeden Leser mit einer Fülle neuer Erkenntnisse beschenkt. So darf es als Musterbeispiel bezeichnet werden für eine umfassende geistesgeschichtliche Schau unter klaren philosophisch-theologischen Gesichtspunkten und ist sowohl stofflich wie prinzipiell von höchster aktueller Bedeutung.

Basel.

Erich Schick.

Eduard Thurneysen, Die Lehre von der Seelsorge, Zollikon-Zürich, Evangelischer Verlag, 1946, 327 S., geb. Fr. 15.20.

Auf Ludwig Koehlers «Versuch» in Seelsorge (s. ThZ 1945/4, S. 300 ff.) folgt nunmehr «die» Lehre von «der» Seelsorge. Im Gegensatz zu jenem Versuch einer weisen und überlegenen Pflege des inneren Lebens soll hier geredet werden von der einzigen Möglichkeit legitimer Seelsorge im Raume einer von Wort und Sakrament begrenzten Kirche. Und es geschieht dies in einer Weise, daß klar wird, daß «Lehre» nicht sich erschöpft in irgendwelchen Begriffserörterungen, sondern daß sie eine Macht ist, die vom Worte Gottes her uns ans Herz greift und unser Urteil spricht. Darum sind wir diesem Buch dankbar, denn es hat da einer für uns den Kampf geführt, und nun darf er uns gerade in diesen von so viel Unklarheit verdunkelten Dingen ein Wort der Gnade verkündigen, angesichts dessen auf einmal alles klar wird und

Seelsorge mit ruhigem Gewissen an ihrem rechtmäßigen Ort kann getrieben werden.

So ist dieses Buch selbst und ungewollt zu einem Stück Seelsorge am Seelsorger geworden, und zwar keineswegs nur am Träger des Amtes, sondern an jedem, der kraft des allgemeinen Priestertums sich zu solcher Arbeit aufgerufen weiß. Dazu ist der Verfasser, man möchte fast sagen, providentiell befähigt, war es ihm doch gegeben, in seiner Schüler- und Studentenzeit entscheidende Eindrücke von einem rechten Seelsorger zu empfangen, vom jüngeren Blumhardt, dessen Bild immer wieder auftaucht, wo es darum geht, an konkreten Zügen das als lebendig und real zu erweisen, was von der Schrift her erschaut und erarbeitet worden ist. Denn darauf ist doch sehr zu achten, daß das Thurneysensche Bild von Seelsorge und Seelsorger nicht aus dem Bad Boll her stammt, sondern in großer Ausschließlichkeit einzig und allein aus der Schrift; daß es aber in voller Lebendigkeit mitten drinnen steht in der Wirklichkeit des Alltages, dürfte doch wohl auch Blumhardt mitzuverdanken sein, und nicht nur dem Ringen mit den Nöten des praktischen Amtes.

Dieses unerhört lebendige Gespräch, in dem wir uns mit unsren eigenen seelsorgerlichen Nöten mitangesprochen wissen dürfen, zieht von Kapitel zu Kapitel des Buches immer weitere Kreise. War es zunächst ein Zwiegespräch mit der Schrift, so werden nun auch die Väter befragt und ihr Verständnis der Schrift geprüft und ernst genommen, und immer neue Gestalten tauchen auf: Pietisten und Orthodoxe, Vermittler und Liberale, Anthroposophen, Psychiater und andere Vertreter moderner Seelenführung kommen zum Wort und dürfen ihre Anliegen kundtun und ihre Antwort vernehmen. Dabei riecht es nirgends nach Museum und noch weniger nach Gerichtshof, sondern es ist ein echtes Gespräch nicht einmal so sehr mit dem Verfasser als mit jener Instanz, die letztlich zu entscheiden hat und die einem jeden seinen Ort zuweist. So kann es deutlich werden, was denn nun ein S. Freud und ein C. G. Jung für eine rechte Seelsorge zu bedeuten haben, und worin wir wohl daran tun, auch als Reformierte einem Löhe und einem Vilmar willig Gehör zu leihen. Wenn es der Verfasser als ein besonderes Vorrecht des ech-

ten seelsorgerlichen Gespräches preist, daß es vor Gott geführt wird auf einer Ebene, die beiden Partnern gemeinsam ist, so macht sich etwas davon in diesem Gespräch bemerkbar. Daher auch die Weitherzigkeit, mit welcher alles Gute anerkannt wird, die aber nur möglich ist, weil je und je der Ort ersichtlich wird, wo alle diese Dinge zu Recht eingeordnet werden dürfen. Wir denken hier vor allem an die äußerst wichtige Auseinandersetzung mit den psychologischen Ersatzformen der Seelsorge, die an ihrem Ort ihren Dienst zugewiesen erhalten.

In diesem Wechselgespräch mit Schrift und Vätern, Freunden und Fremden hebt sich immer eindeutiger ab, was nun eigentlich Seelsorge sei und wo sie ihren Ort hat. Genau so, wie in der Liturgie die Gemeinde ihre gottesdienstliche Antwort laut werden läßt auf die stattgehabte Verkündigung hin, so erhebt sich nun auch, von der Wortverkündigung und Sakramentspendung herkommend und zu ihr hinführend, das Gespräch von Mann zu Mann, dessen Inhalt nichts Neues bedeutet neben der ordentlichen Verkündigung der Kirche, sondern das die Botschaft von der Gnade in ihrer ganzen Breite und Tiefe in die völlig ernstgenommene Lebenswirklichkeit eines Menschen hineinragen will und es dabei riskiert, daß in dieses Gespräch ein Riß hineinkommt — der Riß, den wir bei Köhlers Versuch z. B. vergebens suchten. Daß dabei die Frage nach dem Anknüpfungspunkt einmal ins Zentrum rücken mußte, ließ sich nicht vermeiden; und daß dabei die Paradoxie der alleinwirksamen Gnade und des realen menschlichen Erlebens und Strebens zum Problem der Erwählung und des Heiligen Geistes als Hintergrund der Ansprechbarkeit des Menschen im Raume der Seelsorge hinführen dürfte, stand zu erwarten. Daß aber beides so ganz ernst genommen wird, Gottes Tat und des Menschen Antworten, macht den Wert dieser Ausführungen aus. Hier wird uns Mut gemacht, uns ganz aufs Wort zu werfen und es zu glauben, daß auch die seelischen Zuständlichkeiten unsrer Gemeindeglieder bei der Gnadenbotschaft Gottes gut aufgehoben sind.

«Die» Lehre von «der» Seelsorge ist uns nun wirklich geschenkt, und eine nach Gottes Wort reformierte Kirche sollte es wissen, was in ihrem Raum als Seelsorge möglich und er-

forderlich ist. Wenn uns nach allem Dank, den wir schulden, noch ein Wunsch offenbleibt, so dürfte es wohl dieser sein: die «Lehre» hätten wir nun, das «Lehrbuch» aber fehlt uns noch. Es fehlt uns sogar sehr, so sehr, daß wir die Hoffnung darauf nicht gerne begraben möchten!

Neuallschwil b. Basel.

Julius Schweizer.

Miszellen.

Alttestamentliche Wortforschung.

Sche'öl.

Sche'öl, das in unsern Uebersetzungen mit Hölle, Hades, Unterwelt wiedergegeben wird, ist bis jetzt, soweit ich sehe, etymologisch noch nicht richtig erklärt worden, ja die neuern Wörterbücher, so *Gesenius-Buhl* und *Brown-Briggs-Driver*, stehen allen Vorschlägen, welche eine Ableitung versuchen, so ablehnend gegenüber, daß sie ihrerseits gar keine wagen.

Der Thesaurus von *Gesenius* erwähnt, daß Aeltere das Wort von schā'al «fragen, fordern» ableiten wollten, was ja, äußerlich betrachtet, am nächsten liegt, und an den *orcus vapax* des Catull erinnern. Dieser Versuch ist längst und allgemein aufgegeben worden. *Fürst* hatte schā'al die Grundbedeutung «in jemand oder etwas eindringen» geben und von da aus zu «das tief Eingedrungene, Eingebogne, daher Tiefe, Schlucht, Abgrund, Unterwelt» kommen wollen. Auch dies hat mit Recht keine Nachfolge gefunden. Noch *König* hat aber an der Herkunft unsres Wortes von schā'al festgehalten und es als «Befragung» verstehen wollen, das metonymisch für «Stätte der Befragung» gebraucht werde. Mit dieser Metonymie könnte er vielleicht dann Glück haben, wenn sche'öl uns im AT ausgesprochen als die «Stätte der Befragung» entgegenträte. Dies ist nicht der Fall.

Gesenius im Thesaurus hat wie einst auch *Böttcher*, *Ewald*, *Maurer* die Vermutung gewagt, schā'al sei in unserm Worte einem schā'al aushöhlen gleichzusetzen und somit sche'öl die unterirdische Höhle. So gut das sachlich passen würde, so wenig ist es sprachlich möglich.

Friedrich Delitzsch in seinen gewichtigen Prolegomena eines neuen Hebräisch-Aramäischen Wörterbuchs zum Alten Testament, 1886, setzt S. 47 zu unserm hebräischen Wort einfach ein assyrisches Schu'ālu, und von diesem Wort, das er mit «Unterwelt» wiedergibt, versichert er S. 145, Anm. 2, es sei «monumental seit langer Zeit bestbeglaubigt». Damit wäre freilich alles eindeutig entschieden, und es fiel nur auf, daß die spätern Lexikographen *Delitzsch* totsichweigen. Aber, wie mir Herr Kollege *J. J. Stamm* bestätigt, hat *P. Jensen* den Nachweis geführt, daß *Delitzsch* sich getäuscht hat (ich verzichte hier wie überhaupt auf die nur ermüdende, aber nicht fördernde Angabe alles rein Bibliographischen, das nur belastet; dem Kenner ist es unnötig, den andern dient es nicht). Auch von